

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 43=63 (1897)

Heft: 1

Artikel: "Vom Kriege"

Autor: Schweizer, Alex.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-97152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XLIII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXIII. Jahrgang.

Nr. 1.

Basel, 2. Januar.

1897.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Verantwortlicher Redaktor: Oberst von Elgger.

Inhalt: Vom Kriege. — Der japanesische Soldat. — Dr. A. Kayser: Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 1870/71. — Eidgenossenschaft: Militär-Traktanden in der Dezembersession. Das eidg. Militär-Departement. Centralschule I. Offiziersbekleidung. Taschenkalender für schweizerische Wehrmänner 1897. Zürich: Regierungsrats-Verhandlungen. Winkelriedstiftung. Gotthardkaserne. Freiburg: Versammlung der historischen Gesellschaft. — Bibliographie.

„Vom Kriege.“

(Akad. Rathaus-Vortrag, Zürich, von Oberst Alex. Schweizer, Dozent am eidg. Polytechnikum.)

I.

Von der Stellung des Krieges in der Weltordnung.

„Krieg ist der Vater aller Dinge, der Vater alles Guten“, so tönen Aussprüche ältester joni-scher Naturphilosophen aus grauer Zeitferne zu uns herüber, und wir vernehmen später, gleich-falls aus Osten, vom See Genezareth her, ein anderes Wort: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Sei es, dass das philosophische Wort unter seinem „Krieg“ zunächst versteht: das Ringen und Kämpfen der Materie im Universum, also: den Weltbildungsprozess; sei es, dass das neu-testamentliche Wort redet vom Kampf, der da ausgefochten wird in der Menschenbrust zwischen den Geistern der Finsternis und des Lichtes, — so folgt doch aus beiden Aussprüchen zugleich, dass Kampf und Krieg nun einmal gesetzt sind in der natürlichen, wie in der sittlichen Welt-ordnung!

Ganz dasselbe ist auszusagen von dem „Kriege“, den wir unter diesem Worte verstehen: „vom gewaltsamen Verfahren zweier politischer Par-teien gegen einander mittelst ihrer organisierten Streitkräfte zur Erreichung eines politischen Zweckes.“

Man wird fragen: Wie denn? Der Krieg ein Gesetzmässiges im Weltplan? Ist er denn nicht ein Übel?

Freilich ist er das, und gegenwärtig und zu-künftig noch mehr, denn je zuvor! Aber — ist denn der Krieg wirklich nur ein Übel?

Ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt, dass fast alle grossen politischen, sozialen oder hu-manen Errungenschaften nicht anders erhältlich waren als durch den Krieg.

Der Krieg bahnt zunächst dem Handel, dann der Kultur und der Wissenschaft den Weg.

Warum entnehmen denn, z. B. die Idealge-biete des menschlichen Lebens, sämtliche schönen Künste, ihre wirksamsten Stoffe, ihre erhaben-sten Motive gerade dem Krieg? Warum reden wir vom schönsten Tod auf dem Felde der Ehre?

Man sagt weiter: „Der Krieg entfesselt die Nachtseiten der Menschennatur“; ja! aber — nicht auch deren Lichtseiten? Wo hätten denn grösseren Spiel- und Entwicklungsraum als im Kriege: Mut, Todesverachtung, selbstverläug-nende Unterordnung unter das Gesamtinteresse, Hingabe ans Vaterland und die höchsten idealen Güter, Samariterdienst, bei dem ja gerade die Frauenwelt darstellt die berufensten Priesterinnen an den Altären des Mitleids, der Menschenliebe, der Barmherzigkeit?

Man sieht, mit den Grenzbegriffen von „Gut“ oder „Übel“ kommen wir hier nicht aus. Ein Doppelgesicht, ein Janus-Antlitz trägt der Krieg. Freilich zerstört er; aber er reinigt auch und läutert und bahnt den Weg zu weiteren, besseren Entwicklungen!

So sehen wir ja Völker in langen Friedens-jahren stagnieren, entarten; andere durch Krieg gesunden, erstarken; und, mehr als man ge-wöhnlich glaubt, haben Individuen wie Nationen genau das Schicksal, das sie verdienen!

Das Welträtsel hat noch keiner gelöst, noch wird ein Sterblicher es je lösen. Das schliesst

aber nicht aus, dass in jeder Kulturepoche erleuchtete Geister versuchten und versuchen: wenigstens eine Ahnung vom Zusammenhang der Dinge zu gewinnen, der unserer exakten wissenschaftlichen Erkenntnis ewig verschlossen bleibt; und da treffe ich beispielsweise auf ein Wort aus den Schriften meines sel. Vaters (Prof. Dr. theol. Alex. Schweizer). Er sagt: „Leicht könnte die Welt ihren Hauptwert und ihre Daseinsberechtigung gerade darin haben, dass sie eben nicht aufs blosser Behagen ihrer Lebewesen hinzielt.“ Der Zusammenhang des Satzes bedingt, dass wir hinzudenken: „Sondern vielmehr auf deren grösste Leistungsfähigkeit und Arbeitsleistung!“

Wie wir nun in der Natur wahrnehmen, dass Schwächeres, Untüchtigeres, minder Zweckmässiges einem rascheren Untergang geweiht ist, und wie umgekehrt das Stärkere, Tüchtigere, Zweckmässigeres eine längere Dauer erhält im Kampf ums Dasein, so wird auch ein analoges Gesetz walten über dem Schicksal der Individuen, der Völker und Nationen; und — wenn dem so wäre, so ist der Krieg nichts anderes als eine äussere Erscheinungsform dieses selben Gesetzes!

Wenn wir so dem Kriege eine bestimmte Rolle zuweisen in der Weltordnung, als ein Regulator menschlicher Verhältnisse in der Hand jener Macht, von der wir uns schlechthin abhängig fühlen, so ist damit nicht gesagt, dass wir unsere menschlichen Bestrebungen aufgeben müssten, um das Kriegselend zu verhüten, oder wenigstens zu mildern.

Wir sind gemäss unseren Geistes- und Gemütsanlagen wohl berechtigt, unser Bestes zu thun, dass Kriege nur um höchster Güter und Lebensinteressen geführt, ihre Dauer und Ausbreitung thunlichst eingeschränkt und ihre unvermeidlichen Leiden wenigstens möglichst gemildert werden. Es ist schon dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Hierauf beruht die Bedeutung der sogenannten Friedensliguen oder Friedensvereine. Den Krieg an sich können sie freilich nie ganz abschaffen, wohl aber ihn seltener machen und seine Folgen mildern.

Immerhin sind solche Bestrebungen nicht bloss Sache einzelner Vereine, sondern vielmehr Aufgabe der gesamten heutigen Civilisation, des richtig verstandenen sich fortentwickelnden christlichen Geistes und der wirklich humanen Strömung unseres Zeitalters, welche letztere freilich nicht zu verwechseln wäre mit den wohlfeilen Humanitätsphrasen, die sich auf der Gasse breit machen, weniger aus wirklicher Humanität, als aus Selbstgefälligkeit, Wichtigthuerei oder Popularitätshascherei!

II.

Kriegsanlässe.

Kriegsanlässe fehlten und fehlen nie, auch nicht deren rechtliche Begründung; (was wäre überhaupt juristisch nicht begründbar?) und das um so weniger, je mehr unsere Zeit leidet unter dem Drucke nationalökonomischer Interessen, eine natürliche Folge unserer Kultur und unserer vermehrten Lebensansprüche, bei stets wachsender Bevölkerungszunahme und bei steigender Konkurrenz auf allen Lebensgebieten.

Um uns zu beschränken, wollen wir nur einige wenige mögliche Kriegsanlässe unserer Tage ins Auge fassen.

Da sehen wir erstens den Koloss aus Norden seit langen Zeiträumen konsequent und in aller Stille daran arbeiten, die ihm für seine Weltstellung, seinen Handel und seine Industrie notwendigen offenen Meeresküsten zu gewinnen, und wir bemerken, dass er die ersten thatsächlichen Erfolge hierin gerade in diesen Tagen erreicht hat. Die aktuelle politische Lage lässt mit Sicherheit voraussehen, dass weitere Erfolge dieser Art gesucht und gefunden werden, wenn möglich auf friedlichem Wege, wenn nicht, mit Gewaltanwendung.

Ein zweites Motiv zu kriegerischen Verwicklungen bildet das heutige Streben der grossen Kontinentalmächte nach vergrössertem und lukrativerem Kolonialbesitz. Man findet (mit Recht oder Unrecht), der Besitz der Erde sei allzu ungleich verteilt; man möchte seinen Anteil daran auch erhalten. Nun ist aber heute noch Vormacht unter den Völkern: die Beherrscherin der Meere, zugleich Besitzerin der grössten Finanzmacht der Welt und — last but not least — die nationalstolzeste, physisch stärkste und ihren eigenen Gesetzen treueste Nation! Ein Volk, von dem sich solches sagen lässt, steht jedenfalls nicht im absteigenden Ast seiner Flugbahn, und jeder Versuch, dessen Weltstellung herabzumindern wäre nicht denkbar ausser durch Ströme von Blut, bei einstweilen mehr als zweifelhafter Erfolgschance.

Einen dritten Kriegs Anlass mag bilden: die sog. „Orientalische Frage“, welche zwar nicht auf Balkan und Bosphorus zu beschränken wäre, sondern vielmehr das Problem zu lösen hätte: Wie können die östlichen und südlichen Gestade und Küstenländer des Mittelmeeres (nebst ihren angrenzenden Landgebieten), welche vor 2000 Jahren das Paradies der Erde bildeten, aus ihrer aktuellen Erstarrung, Verödung und Verwüstung gezogen und der Kultur und dem Interesse des Weltganzen wieder gewonnen werden?

Man sieht leicht: keines dieser drei grossen Probleme (von anderen, kleineren zu schweigen) ist endgültig lösbar ohne Krieg.

Allerdings mag eine Lösung dieser Probleme noch auf längere Zeit hinaus verschoben werden, weil unter aktueller Staaten-Gruppierung ein allgemeiner Krieg solche Dimensionen annehmen drohte und so zweifelhafte Chancen böte, dass Sieger wie Besiegte mehr zu verlieren denn zu gewinnen hätten, bei möglichem Ruin unserer gesamten Kultur auf lange Zeiträume hinaus.

Ein genialer Kopf aus dem Anfang unseres Jahrhunderts (D. v. Bülow), hat den Krieg kurz definiert wie folgt: „Der Krieg ist ein Geschäft!“ Also sind im Krieg die Interessen massgebend, nichts anderes. — Gleich wie nun ein erfahrener Kaufmann nur spekuliert, wenn er bei erheblichem Einsatz noch grösseres zu gewinnen rechnen kann, bei bloss ertragbarem Verluste im ungünstigen Fall; gleichwie aber derselbe Kaufmann nicht spekuliert, wenn er bei grossem Einsatz eventuell wenig gewinnen, ungünstigen Falles aber mehr zu verlieren hätte, gerade so verfährt auch naturgemäss die Diplomatie in der Kriegspolitik.

Der Krieg wird nur erklärt, wenn volle Kompensationen in Aussicht, oder wenn allerhöchste Güter- und Lebensinteressen in Frage stehn. Dafür bürgt ausser der Routine und Erfahrung der Diplomatie auch das stets steigende Gewicht der öffentlichen Meinung, die unmotiviertes Kriegführen verabscheut.

Nun hat aber doch die heute so viel (und natürlich meist von unberufener und wenig kompetenter Seite) geschmähte Diplomatie das thatsächlich vorliegende Verdienst, den Weltfrieden an ein Menschenalter lang gewahrt zu haben; und sie ist hoffentlich befähigt, ihn noch auf länger hinaus zu erhalten.

Was soll also das vielfach praktizierte müssige Hetzen und Spielen mit dem Feuer?

III.

Charakteristik des Zukunftskrieges.

Der Ernst eines eventuellen Weltkrieges wird deutlicher, wenn wir (ohne uns in Phantasien über den Zukunftskrieg einzulassen) nur zwei aktuelle Faktoren ins Auge fassen, die demselben ein von allen bisherigen Kriegen verschiedenes Gepräge geben müssen. Diese Faktoren sind:

- 1) die vermehrten Zerstörungsmittel;
- 2) das Anschwellen der modernen Heerstärken.

Was den ersten Punkt anbelangt: die vergrösserte Tragweite, Durchschlagskraft, Treffsicherheit und Feuergeschwindigkeit der heutigen Feuerwaffen, nebst der vermehrten Wucht der

modernen Explosivstoffe, so bedingen diese vielleicht grössere Schlachtfeldopfer nebst grösserer Sterblichkeit unter den Verwundeten. Freilich ist zu sagen, dass bis jetzt die bisherigen Verbesserungen der Geschütze und Gewehre nicht grössere, sondern geringere Gefechtsverluste nach sich gezogen haben, denn es geht aus zuverlässigen statistischen Nachweisen hervor, dass die proportionellen Schlachtverluste zur Zeit Friedrichs des Grossen und Napoleons I. viel grösser waren als diejenigen der Kriege von 1866 und 1870/71.

Ob aber dieses günstige Verhältnis auch in Zukunft konstatierbar sein werde, ist eine grosse Frage, indem einerseits die heutige Feuerwaffenwirkung in gewissen Feuerzonen, die nun einmal in jedem Gefecht passiert werden müssen, als eine geradezu vernichtende erscheint, während die Massenverluste in diesen Momenten die ärztliche Hilfe (obwohl an sich sehr vervollkommnet) doch zu spät erscheinen lassen, um die schwerer Verwundeten noch retten zu können.

Einen noch viel gewichtigeren Faktor zur Charakteristik des Zukunftskrieges bildet aber die ungeheure Stärkezahl der modernsten Volksheere. Während die Feldarmeen des Altertums, des Mittelalters und der neuern Zeit bis und mit der Epoche Friedrichs des Grossen meist klein waren und nur selten Ziffern gegen 50,000 bis 100,000 Mann erreichten, so stiegen die Feldarmeen seit den Tagen der französischen Revolution und des ersten französischen Kaiserreiches bis zur Epoche 1866, 1870/71 auf mehrere Hunderttausend Mann, während heute die Feldarmeestärken der europäischen Grosstaaten auf 1 Million, ja selbst 1½ Millionen und darüber sich belaufen!

Solche Ziffern hat uns die Weltgeschichte keine überliefert, es müssten denn sein: Die Angaben der Alten über die Grösse der Persischen Armeen, welche s. Z. den alten Griechen und den Makedoniern entgegengetreten sind; welche Angaben indess von der neueren Geschichtsforschung als ungeheuer übertrieben und unmöglich sind erwiesen worden. Ein moderner allgemeiner Krieg wäre somit eine Völkerwanderung, gegen deren Dimensionen die alte historische Völkerwanderung als unbedeutend erschiene; und doch hatte diese die antike Kultur auf quasi ein Jahrtausend ruiniert oder stillgestellt.

Die ungeheuren modernen Heerstärken wirken nun in erster Linie auf die Heeresleitung ein, welcher sie strategisch schwere Fesseln anlegen, indem sie deren Operationsfreiheit beschränken, durch die Rücksicht auf einheitliche Bewegungen, auf Sicherung der Verpflegung und Erhaltung des Gesundheitszustandes solcher Massen. Die strategische Kunst kann hiebei kaum gewinnen, denn wo bleiben bei solchen Riesenheeren Über-

raschungs- und Flankierungsmöglichkeiten? Derartige Heere können im wesentlichen strategisch wie taktisch kaum anders als frontal auf einander stossen.

Es ist ein alter Satz: Je mehr die materiellen Streitmittel wachsen und die Hauptsache bilden, desto mehr sinkt der Geist der Kriegskunst; auch hier scheint ein Kreislauf der Dinge eintreten zu wollen.

Noch andere Übelstände treten dabei auf: Mit Schauern denkt man bei solchen Massen an den möglichen Ausbruch von Epidemien, begünstigt durch vermehrte Strapazen, durch Verhältnisse von Jahreszeit und Witterung, sowie durch oft schlechte Verpflegung. Wenn es immer wahr gewesen, dass im Kriege viel mehr Menschenleben den Strapazen und ihren Folgen, als der feindlichen Waffenwirkung erliegen, so muss das künftig noch schärfer zu Tage treten. Aber — ein noch schrecklicheres Gespenst droht im Hintergrund: der Hunger, der ganze Armeeteile, sowie die Civilbevölkerung ganzer Operationszonen zeitweise bedrohen kann, bei der enormen Schwierigkeit, rechtzeitig Verpflegung für solche Massen zur Stelle zu bringen. Wohl wäre die materielle Leistungsfähigkeit der heutigen Eisenbahn-Etappenlinien an und für sich ausreichend; doch ist hiebei nie zu übersehen, dass Eisenbahnlinien sehr empfindlich sind; d. h. sie sind sehr leicht auf kleineren und grösseren Strecken und für kürzere oder längere Zeit der Zerstörung durch leicht bewegliche Detachements ausgesetzt, und um so mehr, je häufiger grosse Kunstbauten, wie Tunnels, Brücken, Viadukte, an den Bahnliesen sich finden.

Es ist somit da und dort möglich, dass zwar vielfach gewaltige Vorräte bereit stehen, dass es aber vermöge partieller Bahnzerstörungen unmöglich wird, solche rechtzeitig in den Truppenbereich zu bringen.

Aus all' diesen Gründen kann ein künftiger grosser Krieg Sieger wie Besiegte gleich sehr schwächen und ruinieren, und deswegen sucht man ihn auch so lang als möglich zu vermeiden.

Käme er doch früher oder später und mit all' seinen Schrecken, so möchte es ein Zeichen sein, dass unsere Kultur den Naturgesetzen nicht mehr entspräche und daher dem Untergang geweiht wäre.

Noch sind wir hoffentlich nicht so weit; aber die Zeit ist ernst, und die Einzelnen, wie die Staaten thun wohl, sich zu besinnen über die Situation.

IV.

Kriegseventualitäten für unser Land.

Werfen wir nun einen Blick auf Kriegseventualitäten, die unser schweizerisches Vaterland treffen könnten, so lässt sich folgendes resümieren:

1) Eine direkte Kriegserklärung seitens einer Grossmacht an uns, ist (wenn auch denkbar) so doch unter heutiger politischer Situation ganz unwahrscheinlich, weil ein einseitiges Vorgehen gegen uns von den andern Mächten gar nicht geduldet werden könnte, somit einen allgemeinen Krieg nach sich zöge, den man ja zu vermeiden alle Ursache hat.

2) Eine andere Möglichkeit wäre: dass bei Kriegsausbruch zwischen europäischen Grossstaaten eine direkte Aufforderung an uns gestellt würde, uns für die eine oder andere Partei zu entscheiden, also von vornherein den Krieg mitzumachen. Ein solcher Fall erschiene zwar eher möglich als der erstgenannte, indess klingt auch dieser unwahrscheinlich, weil unter heutiger Constellation jede europäische Grenzmacht an unserer Neutralität eine wichtige Flankendeckung besitzt, und weil gerade im Kriegsbeginn jede Partei so stark als möglich sein will und muss, und es somit keiner Partei indifferent sein könnte, von vornherein unser Land und unsere Armee in die Arme des Gegners zu drängen.

3) Eher möchte die Schweiz in Krieg verwickelt werden, falls, bei ursprünglicher Respektierung unserer Neutralität seitens der Kriegsparteien, im Verlauf der Operationen Aktionen in der Nähe unserer Grenzen vorkommen sollten (ein freilich sehr leicht möglicher Fall). Als dann können wichtige strategische Rücksichten einer Heeresleitung nahe legen, selbst gebieten, unsere Neutralität zu verletzen, etwa um einen Armeeteil feindlicher Umklammerung zu entreissen, oder um eine Diversion in eine gegnerische Flanke zu unternehmen, oder am Ende auch, um einen Armeeteil vor dem Verhungern zu retten.

Im einen wie im andern Fall ist es Pflicht und Aufgabe unserer Armee: ein feindliches Eindringen in unser Land energisch zu verwehren, resp. einen versuchten feindlichen Durchstoss durch unser Gebiet durch zähesten Widerstand mindestens auf etwelche Dauer aufzuhalten, d. h. so lang, dass, wenn schlimmsten Falls feindliche Übermacht unsere Gegenwehr überwältigt hätte, derjenige Staat, dem dieser Durchstoss galt, Zeit gefunden hat, vorbereitet und unüberrascht gegen unsern Invasor Front zu machen.

Der Invasor wäre dann in der misslichen Lage, vor sich den Hauptgegner und in seinem Rücken uns, ein insurgirtes und beleidigtes Volk zu haben.

So lange somit unsere Miliz-Armee auch nur diese bescheidenere Minimal-Aufgabe löst, einen Invasor mindestens auf etwelche Zeit aufzuhalten und sich nicht überrennen zu lassen, ist die staatliche Existenz der Schweiz, weil im

Gesamtinteresse des europäischen Staaten-Systems, sicher gestellt. Denn nur auf dem europäischen Gesamt-Interesse beruht unsere staatliche Unabhängigkeit, nicht auf papierenen Verträgen, welche eben nur gehalten werden, so lange sie zweckdienlich sind.

Wir glauben aber, dass diese Minimal-Aufgabe von unserer Armee gelöst werden kann; doch bedarf es dazu: eines geordneten Staatswesens mit geregelten Finanzen, den Kredit im Frieden vorsichtig wachend, dessen wir im Krieg so sehr bedürftig wären; es bedarf ferner einer gut geführten und bestmöglich ausgebildeten Armee und der opferwilligen Hingabe aller Eidgenossen ans Vaterland.

Wir hätten daher schliesslich noch die Lage unserer Miliz-Armee ins Auge zu fassen.

V.

Unsere Armee.

Unsere Militär-Organisation entspricht im ganzen den Anforderungen der Neuzeit sowie unsern eigenartigen Verhältnissen. Sie ist im Einzelnen natürlich der Verbesserung fähig und bedürftig. Zunächst wird es in Folge der Armeekorps-Organisation notwendig, die Kavallerie in so weit etwas zu verstärken, als denn doch die Divisionen etwas eigener Kavallerie bedürfen, aller mindestens eine volle Eskadron. An Feldartillerie scheinen wir mit Rücksicht auf unser accidentiertes Terrain ausreichend versehen; doch ist eine Nutzbarmachung von schon vorhandenen Geschützen durch deren Formierung in Ergänzungs-Batterien wohl am Platz. Die Armeekorps selbst haben ihren Wert in der Erleichterung der Heeresleitung für konzentriertere kräftigere Leitung der Operationen; nur muss diese Formation im Krieg elastisch aufgefasst werden, ganz im Sinne des Schöpfers alles modernen Heerwesens, Napoleons I. Es ist überhaupt von Wert, bei prinzipiellen Militärfragen die Maximen jenes grössten, rein militärischen Genius aller Zeiten zu Rate zu ziehen; wie denn gerade dadurch Preussen resp. Deutschland zu seiner Machtstellung gelangte. Der Organisator, Scharnhorst, der grösste militärische Denker, Clausewitz, der grösste Feldherr unserer Tage, Moltke, haben in napoleonischem Geiste gesorgt, gedacht und gehandelt.

In der Bewaffnung stehen wir zur Zeit durchaus ebenbürtig da, und wir sind hierin sogar mehrmals Andern vorausgegangen.

Auch im so wichtigen Gebiete der Ausbildung von Führern und Truppen haben die letzten Jahre bedeutende Fortschritte gebracht, ob auch hierin noch viel zu leisten übrig bleibt. Die Ausbildung der Spezialwaffen und Branchen geht relativ leichter, weil diese teil-

weise eine bevorzugte Rekrutierung haben, andererseits auch numerisch schwächer sind.

Die grössere Schwierigkeit liegt in der Ausbildung der Hauptwaffe und Hauptmasse des Heeres, der Infanterie und ihrer Cadres, besonders wegen der modernen, viel schwierigeren Gefechts- und Feuer-Taktik der Infanterie. Es sind indessen auch hierin gerade in letzter Zeit, Dank der kompetenten und in streng einheitlichem Sinn und Geist geführten Oberleitung der Waffe, wesentliche Fortschritte erzielt worden, und es stehen weitere in Aussicht. Betreffs Ausdauer, Leistungsfähigkeit, Pflichttreue, ernster Auffassung des Dienstes und Disziplin, sind (abgesehen von überall vorkommenden Einzelausnahmen) ernstere Klagen sicher nur da aufgetaucht, wo die Führung an Kompetenz, oder an Takt, oder an gutem Beispiel es hat fehlen lassen.

Unsere Armee ist kein Sonderstand, vielmehr ein Teil des Volkes selbst, ja die Elite desselben. Wie sollte, so lang das Volk gesund ist, es nicht Vertrauen haben zu seiner Armee, also zu seinem eigenen Selbst? Nur muss auch die Armee, ob schon bereit, von andern Armeen zu lernen, ihre Eigenart bewahren und eben schweizerisch bleiben.

Schwächen und Mängel unserer Armee sind den leitenden Kreisen genau bekannt; aber man arbeitet zielbewusst und einhellig an deren Überwindung und vertraut auf Mithilfe des Volkes und seiner Behörden. Freilich sind die Militärlasten bedeutend, aber es ist stets zu wiederholen: sie sind ja eine Assekuranzprämie gegen den Krieg und seine Folgen; denn — je besser unsere Armee ist, desto mehr müssen Andere mit ihr rechnen, desto weniger leicht werden wir in Krieg verwickelt und desto eher (selbst durch eine Kriegswelle) nicht zum Versinken gebracht. Kein Volk ist verloren, so lange es sich nicht selbst aufgibt aus Schwäche, Entartung oder Zwietracht! — Nur werden wir lieber auf eine mässig starke und dafür feldtüchtige Armee bedacht sein, welche wir auch führen, bewegen und erhalten können.

Immerhin kann bei unserer kurzen Dienstzeit die rein militärische Ausbildung noch nicht alles leisten, sondern bedarf der treuesten Mithilfe von Familie, Schule und Kirche, um uns ein charaktervolles und physisch und geistig kräftiges Volk zu erziehen, um so mehr als die grossen Civilberufs-Anforderungen an den Einzelnen einer gewissen Verweichlichung Vorschub leisten. Eingedenk aber, dass besonders treffliche Mütter es waren und sind, welche den Charakter und die Tendenz der heranwachsenden Jugend in erster Linie mächtig beeinflussen, mag es speziell ihnen ans Herz gelegt sein, ihre Kinder an Einfachheit, Treue, Vaterlandsliebe und Abhärtung zu gewöhnen.

Dann werden wir auch jener sympathischen Verse würdig sein, mit denen der hervorragende deutsche Dichter von Wildenbruch unser Volk zu seinem 600jährigen Jubiläum begrüsst hat, und deren herrliche Schlusstrophe also lautet:

„Es sei gedacht, wie sechs Jahrhundert lang
Das Kleinod, das der Väter Faust errang
Unsträflich in der Hand der Söhne blieb,
Keinem zu Leide, Keinem auch zu lieb.
Unbeugsam Allem, was da droben steht,
Um Gunst nicht buhlend, die von unten weht,
Dess eingedenk, dass Freiheit, Mannesthat,
Nicht Spielzeug ist in müss'ger Knaben Rat.
Dir selber Herr, Dir selber unterthan
Du Volk der Männer, wandle deine Bahn!“

Der japanesische Soldat.

(Übersetzung aus der United Service Gazette Nr. 3308.
Von H. M.)

Angesichts der grossen Fortschritte, welche Japan in Sachen der Militärorganisation zu machen im Begriffe steht, ist es interessant zu vernehmen, was Kapitän G. F. Elliot von der Marine der Vereinigten Staaten in seinem Bericht an das Marineministerium von Washington über den japanesischen Soldaten aussagt. Kapitän Elliot befehligte die während des chinesisch-japanischen Krieges in Süal gelandeten Streitkräfte der Vereinigten Staaten Amerikas; später wurde er Kommandant eines Marinedetachements in Tientsin, welches im Notfalle auf Peking zu marschieren gehabt hätte. Er schreibt: „Die ruhige, echt soldatische Disziplin der japanesischen Truppen überraschte alle fremden Offiziere, welche Gelegenheit zu ihrer Beobachtung, sei es beim Ausschiffen, auf dem Marsche, im Lager oder bei der Einquartierung in fremden Städten gehabt hatten. Die japanesischen Infanterie-Regimenter zeigen physisch viel Gleichartigkeit; die Mannschaften sind unter sich nicht mehr als höchstens zwei Centimeter in der Länge, sieben Jahre im Alter und zwanzig Pfunde im Gewicht verschieden. Im Felde sind die Truppen weder mit zu korpulenten Leuten, noch mit den „treuen, alten Soldaten,“ deren Stolz ihre Kraft überlebt hat, belastet. Bei forcierten Märschen bleibt nicht ein Viertel des Regiments als Nachzügler zurück und kann die Leistungsfähigkeit der Leute beinahe als Einheit gerechnet werden. Man darf die japanesische Infanterie unbestreitbar als tapfer hinstellen, obwohl sie sich noch niemals in grossen Truppenkörpern einem demoralisierenden Verluste gegenüber befunden hat; bei einer oder zwei Gelegenheiten sind allerdings schon kleine Abteilungen abgeschnitten und aufgerieben worden; sie starben alsdann echt kameradschaftlich mit einander. Ob sich die japanesischen Fusstruppen schon

unter schwierigen Umständen von einer Panik hinreissen lassen, ist bis jetzt unbekannt. Trefflich ausgerüstet, merkt man ihnen die Anstrengungen nicht im gleichen Masse, wie den regulären fremden Truppen an; sie sind gute Lastenträger, aber — wie ich glaube — langsame Marschierer, obwohl sie kurze Distanzen im Laufschrift rasch zurücklegen können, da sie dasjenige besitzen, was man gemeinhin einen guten Blasbalg zu nennen pflegt. Eine Errungenschaft des Drills ist es, den Leuten ihren landesüblichen, taubenähnlichen Gang zum Teil abgewöhnt zu haben. Noch immer aber marschieren sie zu viel vom Kniegelenke aus und bewegen sich zu wenig in den Hüften; dieses dürfte — wie ich annehme — vom Gebrauche des Kimono in den Jugendjahren stammen.“

Bezüglich des von den Japanesen benützten Gewehres und der durch dasselbe verursachten Wunden, bemerkt Kapitän Elliot weiter: „Alle Gewehre sind im Arsenal von Tokyo verfertigt worden und tragen den Namen ihres Erfinders, Murata. Es bestehen zwei Modelle. Das von der grossen Mehrheit der Truppen benützte Gewehr ist ein Einlader von einem Kaliber von 4,4“ (circa 9 mm), Tragweite bis zu 1400 m; das andere, ein Magazingewehr von 3,15“ (unfähr 7,2 mm) Kaliber.“ Über die Resultate der von den Gewehr kugeln erzeugten Wunden, fährt Kapitän Elliot fort: „Während meines Aufenthaltes in Tientsin, China, besuchte ich öfters das von Dr. Irwin, dem Arzte Li-Hung-Tschangs, geleitete Spital. Verwundete chinesische Soldaten wurden hier den Winter über gepflegt. Sanitätsmajor James, von der englischen Armee, der mit der Aufsicht über einige Wärter betraut war, verfolgte mit vielem Interesse den Verlauf der durch das kleinkalibrige Geschoss verursachten Verwundungen. Er war so gütig, mich solche sehen zu lassen und alle wünschbaren Aufklärungen darüber zu geben. Ich sah ungefähr dreissig Verwundete. In keinem Falle bemerkte ich bedeutende Knochenverletzungen, nicht einmal beim Austritt der Kugel. Der Wundrand war rein; in der Wunde des Verletzten wurde kein Geschoss gefunden, ebenso wenig ein Mantel von Stahl oder anderem weicherem Metall. Das Geschoss ändert bei dem Auftreffen seine Richtung nicht, sondern verfolgt seine frühere Bahn. Dreissig der Verwundeten behaupteten, dass sie auf Distanzen von 400 bis 150 Yards (1 Yard = 914,39 mm) ihre Verletzungen erhalten hätten. Die Wunden heilten vollkommen. Keiner hatte merkwürdigerweise eine Knochenverletzung an den Beinen. Alle Leute haben den Weg vom Schlachtfeld bis zur Eisenbahn entweder zu Fuss oder zu Wagen zurücklegen können. Die Entfernung betrug über 200